

Im Schatten der Pehuenes

Die Mapuche, die Ureinwohner Patagoniens, hat ihre Unterwerfung Ende des 19. Jahrhunderts lange gelähmt. Doch allmählich gewinnen sie Eigenständigkeit zurück. Ihr wichtigstes Kapital ist dabei ihr wunderschönes Land.

Veröffentlicht in der FAZ, Reise, 4. März 2010

<http://www.faz.net/IN/INtemplates/faznet/default.asp?tpl=common/zwischeneseite.asp&dox={68AE4A0D-DDB5-1EBB-823B-3E0D3A50DF57}&rub={B4457BA9-094E-4B44-BD26-DF6DCF5A5F00}>

Hoch wirbelt der Staub zwischen den Pehuenes auf, den heiligen Bäumen der Ureinwohner. Zwischen sie hindurch, den Hang herunter, prescht eine Herde Kühe, angetrieben von Juan Abel und Koel schreiend und pfeifend auf ihren Pferden. Von der Seite hört man das Röhren von Hugos grauen Motorrads kommen. Gekonnt bringen die drei Mapuche ihr Vieh so in einen runden Holzzaun.

Nach getaner Arbeit lächelt Koel stolz und zieht seinen mit Camouflage bedruckten Hut, um sich Luft zuzufächern. Er hat den Pullunder an, den seine inzwischen verstorbene Mutter gestrickt hat. Grün steht für das Element Erde, Rot für Feuer und Weiß für den Geist – oder so. So ganz genau weiß der 30-Jährige es auch nicht. Viel ist an Wissen verloren gegangen bei den Eingeborenen des Landes am Ende der Welt.

Atemberaubend ist hier das völlig unzulängliche Wort. Nichtsdestotrotz setzt es sich im Kopf fest, während man das ehemalige Gebiet der Mapuche besucht. Wolken verdecken den schneebedeckten Gipfel des Vulkans, der im Nationalpark Lanín in der argentinischen Provinz Neuquén hinter einem See thronet. Die Wellen des kalten Wassers sind klein, die Luft ist klar und still. Ähnlich ergreifend ist die simple Schönheit beim Ausritt auf einen nahe gelegenen Berg. Der Pfad schlängelt sich steil durch trockene Gräser und stachelige Büsche nach oben, die Täler sind bald weit weg. Gegenüber erhebt sich die Gebirgsgrenze zu Chile, die Cordillera. Der sandige Boden glitzert gelblich und wie extra zum Kontrast ist der Himmel betörend blau.

Auf dem Gipfel des Berges hat sich Koel eine kleine Hütte aus Holz gebaut. Er bietet vom Feuer ein Stück des vorhin geschlachteten Schafes mit Zitrone und selbstgebackenem Brot an. Das Fleisch riecht süßlich und ist köstlich zart. Drumherum summen Wespen. Ansonsten ist es so ruhig, dass man meint die Stille atmen zu hören. Wie ein König fühlt der Gast sich hier oben im Schatten der uralten Pehuenes. Gleichzeitig erfährt er sich als klein inmitten all der Natur, die in der sommerlichen Brise zu leuchten scheint. Ein Gefühl, das angenehm entspannt. Menschen gibt es hier kaum. Nur Schafe und ein paar grasende Kühe auf dem schier unendlich wirkenden Land. Ein Land, wo aber die Idylle trägt. Hier ist viel Blut geflossen.

Hugo und Juan Abel zeugen schon mit ihren Namen davon. Sie sind spanisch, nicht welche aus ihrer Sprache, dem „Mapudungun“. Traditionellerweise erhalten Mapuche den Namen, den ihre Mutter während ihrer Schwangerschaft träumt. Eine Weissagung, in der sich das Kind in seiner Essenz enthüllt. Ein solcher Name beinhaltet immer Attribute des Charakters und der Stammesherkunft. Stellt sich ein Mapuche vor, präsentiert er sich also mit seiner Persönlichkeit. Doch die Namen in Mapudungun waren Ende des 19. Jahrhunderts den frisch gebackenen Argentinier aus dem Norden nichts Wert. Sie wollten sie – im wahrsten Sinne des Wortes – ausradieren. Wie überhaupt die Eingeborenen. Wurden sie nicht getötet, wurden ihnen bei der Registrierung gewöhnliche Namen gegeben: Die Namen ihrer Eroberer.

Es waren vormalige Spanier, Italiener, Deutschen und Russen, die vor rund 150 Jahren loszogen, um die Ureinwohner im Süden zu vernichten. „Campaña del Desierto“ haben die Herrschaften aus Buenos Aires den bekanntesten und ihnen letztendlich Erfolg bringenden Vorstoß genannt: Wüstenkampagne. Nur war das Land, das sie gewinnen wollten, nicht eine Wüste. Auf ihm standen zahlreich die Pehuenes, es graste Vieh. Mit und von ihnen existierten die „Menschen der Erde“, wie sie sich selbst nannten, die Mapuche. Organisiert

nach Stämmen und angeführt von „Loncos“ lebten sie entsprechend den Gesetzen des „Walmapu“. Ein Universum, in dem jedes Element mit einem individuellen Charakter und einer besonderen Kraft ausgestattet, jedoch gleichzeitig untrennbar verbunden ist mit allen anderen Teilen des Walmapu. Das gilt für den reißenden Fluss genauso wie für die dornige Pflanze, den im Winter hohen Schnee, den unscheinbaren Stein als auch für die Mapuche selbst. Die Machis, ihre Schamanen, kannten die Geschichte und die Gesetze dieses Allumfassenden, konnten Veränderungen in den Sternen und in den Winden lesen. Doch als die Weißen kamen, half ihnen das nichts. Die Mapuche nennen diese hellhäutigen Eindringlinge „Winkas“. Wörtlich übersetzt bedeutet dies „Menschen anderer Bräuche“. Gemeint sind damit aber Personen, die gekommen sind, um zu rauben, zu lügen und zu töten.

Hugo kennt die Geschichte von seinen Großeltern. Das genaue Jahr weiß er nicht, es muss etwa um 1900 gewesen sein. Die Mapuche kämpften gegen die Eindringlinge, mit zunehmend wenig Erfolg. Auch im Gebiet der Gemeinde Currumil. „Die Mapuche versteckten sich. Dann ging einer, der Spanisch sprechen konnte zu den Weißen um zu verhandeln. Als er zurückkam, sagte er, dass alle sich zeigen könnten. Dass ihnen nichts passieren würde“, erzählt der 27-Jährige und zieht an dem Blechstrohhalm, der im Mate steckt, dem belebend-bitteren Teegetränk. „Als sie das taten, töteten und verschleppten die Winkas sie.“ Nach konservativen Schätzungen wurden mehr als 1 000 Eingeborene in der „Campaña del Desierto“ umgebracht, etwa 13 000 gefangen genommen.

Heute wohnt nur die Minderheit der Mapuche auf dem Land, die meisten sind in den Städten geblieben. Dort hatten während der oft Jahrzehnte langen Unterdrückung viele Lesen und Schreiben gelernt. Aber mit den Schlägen und der Verachtung durch die Nachfahren der europäischen Einwanderer verloren die Mapuche ihr Selbstbewusstsein eine würdige Kultur zu besitzen. Etwa die Hälfte ist zum Christentum konvertiert. Ihre Kinder lehrten sie nicht mehr Mapudungun. Angeblich sprechen es noch rund 440 000 Menschen. In Neuquén, einer der Provinzen mit den meisten Mapuche-Gemeinschaften in Argentinien, kennen die Ureinwohner tatsächlich kaum die Sprache ihrer Großeltern. Insgesamt leben schätzungsweise rund 300 000 Mapuche in Argentinien, etwas weniger als eine Million in Chile. Die Zahlen unterscheiden sich je nach Quelle relativ stark. Präziser für die Öffentlichkeit sind sie nicht nur wegen der größeren Zahl in Chile, sondern auch weil in dort die Diskriminierungen gegenüber den Mapuche stärker sind. In Argentinien hingegen haben die Eingeborenen nach einer Zeit des Verstummens bis in die späten achtziger Jahre jetzt ihre Position immer mehr stärken können.

Neuquén kam dabei mit der „Confederación Mapuche Neuquina“, Vereinigung der Mapuche von Neuquén, eine Vorreiterrolle zu. Die Konföderation, wie sie kurz von den Mapuche genannt wird, wurde in den 60er Jahren von etwa 15 Loncos gegründet. Ihr Vorbild war die Vereinigung unter dem bei den Mapuche als Volkshelden angesehenen Anführers Calfucurá um 1850 in den Zeiten des Krieges. Die Kirche half bei der Neugründung, wollte jedoch ihren Einfluss unter den Eingeborenen geltend machen. Als die Konföderation allmählich an Macht gewann, begann sich außerdem die Provinzpolitik für sie zu interessieren und sie bald zu kontrollieren. Es war eine Gruppe, in der Tino Nahuel war, die dies ändern sollte.

Dieser Kreis von Mapuche aus Neuquén Capital, der Hauptstadt der Provinz Neuquén, formierte sich anfangs aufgrund sozialer Notstände unabhängig von der Konföderation. Tino, der sich lächelnd als militanter Mapuche mit friedlichen Mitteln bezeichnet, stieß Mitte der achtziger Jahre mit seinem Bruder zu ihnen. Sie bekamen ein Auto von der Provinz gestellt und begannen Mapuche-Gemeinden auf dem Land zu besuchen. Armut und Ungebildetheit schlug ihnen entgegen. Aber auch ihre Ursprünge, ihre Sprache begegneten den meist in der Stadt aufgewachsenen Mapuche zum ersten Mal richtig. Es waren Reste des Lebens mit dem Walmapu, über das sich ihr Volk so lange Zeit so stark definierte. Tino und seine Gruppe fassten den Entschluss, es wieder zurückzuerobern.

1990 gewannen sie für die Mapuche die Entscheidungsmacht in der Konföderation zurück. Als 1994 ein Konflikt in der Gemeinde Calfucurá entstand, begann eine neue Etappe. Ein Unternehmen riss mitten in der Gemeinde den Boden auf, um Tonerde zu fördern. Als Vertreter der Konföderation dort auftauchten, hielt es ihnen die Erlaubnis der

Provinzregierung entgegen. Kein ungewöhnliches Ereignis. Die Provinz verteilt Konzessionen an Unternehmen und Privatleute Land zu nutzen oder zu kaufen, welches die Mapuche als eigentlich das ihre betrachten. „Also haben wir der Regierung einen Brief geschickt“, sagt Tino. „Geantwortet haben die aber natürlich nicht.“ Die Konföderation der Mapuche entschied sich den Arbeitsplatz zu besetzen und die Maschinen abzustellen. Es folgte ein Gerichtsprozess. Den die Mapuche für sich entscheiden konnten.

Nach dem Erfolg in der Gemeinde Calfucurá wuchs der Mut der Eingeborenen. Das Thema Landzurückgewinnung wurde immer offener diskutiert. In der Gemeinde Manqui besetzten sie Land eines Privateigentümers, 1995 die Region Pulmarí. Es ist ein ehemaliges Militärgelände von 120 000 Hektar. 45 000 wurde den Mapuche nach der monatelangen gewaltlosen Besetzung zugestanden. 2001 gab es in der Region Aluminé die letzte „Wiedergewinnung von Land“. Den Prozess darum 2007 ging positiv für die Mapuche aus. Neue Gesetze der Vereinten Nationen und des argentinischen Staats unterstützen die territorialen Ansprüche der Eingeborenen. Jede Auseinandersetzung vor Gericht hätten sie seit 1994 für sich entschieden, meint Tino.

Im Jahr 2000 gab es dann einen Wendepunkt in den Beziehungen zwischen den Mapuche und den von den Weißen geführten argentinischen Behörden. In Neuquén wurde für den Nationalpark Lanín ein Pakt geschlossen. Vorher gab es auch hier viel Streit. „Das Land hier war alles mapuche“, sagt Tino, der inzwischen „Werken“ ist, Sprecher des Gedankengutes der Konföderation der Mapuche, und von dem Städtchen Aluminé aus für die Reorganisation seines Volkes in der Region zuständig ist. Doch nach der Invasion und der Erklärung des Gebietes zum Nationalpark wurden die Mapuche immer wieder enteignet und vertrieben, die hier wohnten. Per Gesetz durfte dies nämlich niemand außer den Parkwächtern. Die Natur sollte ja geschützt werden. Die Mapuche sahen dies nicht ein, lebten ihre Vorfahren schon seit langer Zeit auf dem Gebiet. So ging es hin und her, bis im Jahr 2000 der „Comanejo“ gegründet wurde. Mit ihm bestimmen die Mapuche und die Verwaltung des Nationalparks nun gemeinsam über das Land, wenn es dort Gemeinden von Eingeborenen gibt.

Nicht nur können seitdem die Mapuche in ihren kleinen Siedlungen ruhiger leben.

Zusammen mit den staatlichen Akteuren suchen sie auch nach neuen Zukunftsperspektiven. Diese werden vor allem im Tourismus gesehen. Insgesamt 15 Campingplätze gründeten die Mapuche in der Region. Nicht leicht zu entdecken kennen selbst wenige Argentinier diese Orte schönster Natur, ein Beispiel ist das oben erwähnte Plätzchen Erde mit dem See und dem Vulkan. Zehn der Campingplätze befinden sich im Nationalpark Lanín und werden vom Comanejo verwaltet. Die anderen fünf liegen außerhalb dieses Gebietes und werden allein von den Mapuche betrieben.

Ein autonomes Projekt ist der Campingplatz in Villa Pehueña. Die Sandwege sind gepflegt, manche Bereiche feinsäuberlich abgezaunt, nicht überall sollen die Touristen hin. „Wir wünschen uns den Touristen, der die Natur liebt und versteht, dass man sorgsam mit ihr umgehen muss“, erklärt Rosalía Puel, stellvertretende Lonco der Gemeinde Puel, die den Campingplatz betreibt. „Aber natürlich gibt es Touristen und Touristen“, meint sie mit einem schiefen Lächeln. Ein großer Vorteil sei, dass man jetzt mehr Einnahmen habe. Überdies könne man den jungen Mapuche Arbeit jenseits der Viehzucht bieten und damit eine Perspektive, so dass sie nach Ende Schulzeit oder vielleicht sogar der Universität zurückkehren. Allerdings kommen mit den Touristen auch deren Werte. Dass Geld viel bewegt, haben die Mapuche schnell gelernt. „Sobald Weiße kommen, gibt es Streitigkeiten in den Gemeinschaften“, sagt Rosalía. „Inzwischen haben die Mapuche zwar wieder etwas mehr Macht. Aber während wir voranschreiten, verlieren wir unsere Kultur“, meint sie traurig.

Tino Nahuel sieht die Entwicklung optimistischer. „Umso mehr wir selbst die Kontrolle über unser Land übernehmen, desto stärker können wir unseren traditionellen Lebensstil wiedererlangen“, glaubt er. Dabei geht es nicht nur ums Geld. Durch die Begegnung zwischen Weißen und Mapuche auf den Campingplätzen könne man ein größeres gegenseitiges Verständnis wecken und Vorurteile abbauen, glaubt Tino. Die meisten Besucher seien angetan von den Begegnungen mit den Mapuche. Häufig zögen die Touristen von Campingplatz zu Campingplatz. „Der Weg für die Mapuche geht nur nach

vorn“, ist der Werken deshalb überzeugt. Auch wenn noch weitere Landbesetzungen dazu gehören sollten.

Rein theoretisch könnten die Mapuche fast ganz Patagonien für sich einfordern. 1994 gab es eine Änderung in der argentinischen Verfassung, die ihnen das Recht auf Eigentum und Nutzung der von ihnen traditionell bewohnten Gebiete ausdrücklich zugesteht. – Tino lacht. Alles wolle man sicherlich nicht reklamieren. Sein Volk würde das Land ja nicht aufgrund von historischen Gründen anstreben, sondern aus aktuellen Nöten. Wie viel mehr sie bräuchten, kann er allerdings nicht einschätzen. „Wir wollen auf jeden Fall weg von der Politik der Regierung die Mapuche einfach nur mit Sozialhilfe zu zuschütten“, erklärt er. Eigenständig wolle man sein. Nicht nur sei man von den Winkas noch nie als Gleiche behandelt worden. Die Mapuche wären es auch einfach nicht. Sie wollten Anerkennung und Respekt, aber nicht Gleichheit. Denn Gleichheit würde für die Mapuche immer nur Anpassung an eine Kultur bedeuten, die nicht die ihre sei. Was die Mapuche in Neuquén deswegen fordern, ist nichts Geringeres als Autonomie. Zwar wolle man keine neue Nation gründen, versichert Tino. Aber eine weitgehende Verwaltungshoheit über ihre Gebiete sei schon das Ziel.

Informationskasten:

Anreise: Zum Beispiel mit Lufthansa oder Iberia nach Buenos Aires. Von dort kann man nach Neuquén Capital oder San Martín de los Andes entweder mit Aerolíneas Argentinas weiterfliegen oder aber mit den recht komfortablen Reisebussen über Nacht reisen.

Von Neuquén Capital oder San Martín de los Andes muss man sich dann ein Auto beziehungsweise einen Campingwagen mieten, nimmt man nicht ein Zelt mit (Autos kann man sich in Neuquén Capital direkt am Flughafen mieten). Als nächstes sollte man am Besten die Touristenbüros aufsuchen (s.u.), um Karten und Informationen zu bekommen. Die Campingplätze sind teilweise schwierig zu finden.

Reisezeit: Idealerweise November bis Ende März. Anfang November als auch im März kann es jedoch nachts und morgens durchaus kühl werden.

Campingplätze: Nach wie vor gelten die rund 15 Campingplätze in der Region des Nationalparks Lanín selbst unter Argentinern als Geheimtipp. Der Aufenthalt kostet 8 Pesos pro Tag und Person (1,80 Euro). Sanitäre Anlagen mit heißem Wasser und in der Regel ein kleines oder größeres Kiosk sind vorhanden.

Information: Vorweg per E-Mail sind Informationen (am besten auf Spanisch, sonst Englisch) zu erfragen unter sedealuminelanin@apn.gov.ar. Ansonsten ist ein direktes Vorbeischauen in den Tourismusbüros immer das Beste, um genaue Informationen und Wegbeschreibungen zu bekommen. In San Martín de los Andes: Straße Perito Moreno y Elordi, Tel.: 0054 (0) 2972 - 427233; in Junin de los Andes: Straße Pedro Milanesio 570, Tel.: 0054 (0) 2972 - 492748; in Aluminé: Straße Pasto Verde y los Abedules, Tel.: 0054 (0) 2942 - 496599.